

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Die unvollständigen eingelangten Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Verleger: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Nord und Süd.

Die Entscheidung im sozialdemokratischen Budgetstreit ist gestern auf dem Münchener Parteitag noch nicht gefallen. Die Freunde und Gegner einer Annäherung der Sozialdemokratie an den Gegenwartsstaat haben sich harte Worte an die Köpfe geworfen, aber die Abstimmung steht noch aus. Und wir möchten auch jetzt noch nicht daran glauben, daß die sozialdemokratische Partei sich in München in zwei Parteien, eine nördliche und eine südliche, splendenet. Trotz des Radikalismus eines Bebel, aber mit schwindender Kraft der Dreimillionenpartei seinen Haß gegen den kapitalistischen Staat nur um so stärker einimpfen möchte, dürfte ein Kompromiß gefunden werden, das die Einheitlichkeit der Sozialdemokratie wenigstens nach außen aufrecht erhält.

Was Bebel sagte, das war das Bekenntnis einer schon halb überwundenen Epoche. Er ist groß geworden in seinem Kampfe gegen Kapitalismus und Bourgeoisie. Für ihn gibt es kein Faktium mit den bestehenden Institutionen. Wie er schon wiederholt den Untergang des bürgerlichen Staates den großen Kadaver da lag, prophezeit hat, obwohl die Würstlichkeit ihm immer Unrecht gab, so kommt er auch jetzt von der Katastrophe in die gleiche nicht los. Daß das Reich in absehbarer Zeit in den sozialen Antagonismus ungewandelt werden könnte, glaubt er wohl selbst nicht mehr. Aber er klammert sich wenigstens an die Idee, bei dem der historische Prozeß nicht in glatter Weise verlaufen werde. „In Preußen wird eines Tages Kopf und Kragen daran gesetzt werden müssen“, sagte er in der gestrigen Verammlung. Dabei haben doch bereits die letzten Wahlen zum preussischen Landtage den Beweis geliefert, daß die Sozialdemokratie selbst auf Grund des bestehenden Dreiklassenwahlrechts Erfolge erringen kann. Herr Bebel geht von der Ansicht aus, daß der Klassenkampf nur durch Gewalt entschieden werden kann. Er überieht, daß auch die Verunft und das Gerechtigkeitsgefühl, kurz die Elemente der Kultur und des Geistes, neben den geistlichen Instinkten im Leben der Völker eine Rolle spielen. Jedenfalls darf man den unentwegten Anhänger Bebel's empfehlen, ihren Kopf und Kragen nicht zu früh zu riskieren.

Im deutschen Süden hat die scharfe Scheidung der Stände und Klassen die politischen Verhältnisse nie in dem gleichen Maße beherrscht wie im Norden. Vielleicht ist die Kultur dort tiefer als im Norden, jedenfalls ist sie älter. Das hat eine größere Toleranz unter den rivalisierenden Parteien zur Folge. Es macht dabei nicht so viel aus, ob die Sozialdemokratie des einzelnen Staates sich mehr zum Zentrum hingezogen fühlt, um den Liberalismus zu bekämpfen, wie es in Bayern der Fall ist, oder ob sie sich mit den Liberalen aller Schattierungen zum Großblock zusammenschließt, um das übermächtige Zentrum zu bekämpfen, wie in Baden. Die Hauptfrage bleibt immer, daß auch die Sozialdemokratie als gleichberechtigt und bündnisfähig erscheint. Dieses bürgerliche Entgegenkommen, mag es sich auch mehr in den gesellschaftlichen Formen als im politischen Verhalten ausdrücken, schlägt immerhin einen Stein über den Abgrund des Hasses, wie er im Norden zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie klast.

Wielleicht war es nicht ohne Absicht, daß die Süddeutschen Herrn Bebel den bayerischen Abgeordneten Timm

entgegenstellten. Herr Timm war noch vor zwölf Jahren in Berlin als Führer im Streik der Konfektionsarbeiterinnen hervorgetreten. Er konnte deshalb keine Pappenheimer und Listerie von den Berliner Genossen ein Gemälde, das nicht schmückhaft, aber desto ähnlicher war. Besonders dem „Borin“, der mit seiner tapferen Draufgängererei den Budgetstreit erst zu einer Parteilosung aufgebauscht hat, wurde er gehörig den Kopf und beschleunigte Bekämpfung der Sozialdemokratie keine besseren Freunde wünschlich töne.

Der Abgeordnete Timm ging aber noch tiefer auf den Gegenlat zwischen dem Süden und dem Norden ein. Er legte ausführlich dar, daß man im Süden um eine Politik der Konzeptionen nicht herumkommen. Man dürfe nicht mit Bebel sagen: „Soziale Reform oder Endziel, sondern man müsse sagen: Durch soziale Reform zum Endziel. Und der Vertreter des süddeutschen Standpunktes brachte allerdings eine ganze Reihe von Einzelmomenten vor zum Beweise, daß die Verhältnisse in Bayern anders als in Preußen liegen. Er wollte nicht die Taktik der Berliner Genossen beurteilen, obgleich er keinen Zweifel ließ, daß er mit ihr nicht einverstanden sei; aber er legte den Berlinern um so näher, sich daran zu gewöhnen, daß die deutschen vielfältigen Verhältnisse nicht von Berlin aus allein beurteilt werden können.

Gewiß hat es auch von süddeutscher Seite nicht an einzelnen Stimmen gefehlt, die sich für den radikalen Standpunkt des Parteivorstandes ausgesprochen haben; aber man wird sich trotzdem nicht verhehlen können, daß die Mainlinie selbst innerhalb der sozialdemokratischen Partei immer von neuem zutage tritt. Wenn beide Teile auf ihrem Schein bestehen, dann ist es mit der sozialdemokratischen Geschlossenheit und Würdevollheit aus. Denn der Norden hat dafür gefordert, daß die Mehrheit des Parteitag's den „Exerzieren“ gehört; und der Abgeordnete Timm wieder konnte eine Erklärung der bayerischen Abgeordneten verlesen, in der es hieß, daß sie sich einem gegen sie entscheidenden Parteibeschluß nicht fügen würden. Wir können und werden uns nicht einem wider uns gerichteten Parteibeschluß unterwerfen, weil wir als freie Männer entscheiden müssen und uns nicht einem Terror von außen unterwerfen können. Der „Vorwärts“ nennt das eine „anarchistische Auffassung“. In Wahrheit bedeutet es den Anfang einer Überwindung der letzten anarchischen Reste, die noch innerhalb der Sozialdemokratie lebendig geblieben sind.

Für den Liberalismus ist es nicht gleichgültig, in welcher Richtung sich die Sozialdemokratie entscheidet. Was immer feststeht, daß die Zukunft der reformatorischen und nicht der revolutionären Taktik geht, so würde es doch eine Vereinfachung der politischen Lage bedeuten, wenn die sozialdemokratische Partei wenigstens flug genug ist, die revisionistischen Vertreter des deutschen Südens in ihrer Mitte weiter zu binden. Wir warten ab, ob sie trotz aller hindurchgehenden Redensarten und trotz der scharfen Ausdrücke, die in ihrer Rede vom rechts und links fließen, den Wert der Einigkeit höher schätzt als die Prinzipienreiterei. Zum mindesten erscheint es uns als verflucht, schon jetzt das Fell des erlegten Bären verteilten zu wollen. Aber der politische Fortschritt liegt beim Süden. Das hat die gestrige Münchener Debatte von neuem erkennen lassen.

Interparlamentarische Konferenz. Fürst Bülow's Begrüßungsrede.

A. H. F. Auf den Tümen des Reichstagsgebäudes hatten die Fahnen. Vor den Portalen sammelten sich Kurierge; Photographen stehen Knippszeit; eine lange Reihe von Automobilen ist vorgefahren, dazu bestimmt, die Namen der fremden Parlamentarier durch Berlin zu spazieren zu fahren.

Von allen Seiten beginnt der Zustrom der Konferenzmitglieder, die schon durch das Silberbesteck an Hand leicht zu erkennen sind. Was drängt das Volk, was drängen die Auswärtigen der verschiedenen Völker zum Deutschen Reichstag? Warum das feste Gebränge, die lebhafteste Bewegung? Es ist kein Fest zu erwarten, keine erregte aber wichtige Zeremonie; mehr fest bevor: Der Eingang einer Idee, einer Idee, die lange Einhalt begehrt hat am Königstisch und sich ihm trotz vielen Widerstandes einfach durch die Macht der Tatsachen kraftvoll erzwungen hat.

Schon um 1/10 Uhr beginnt sich der Saal zu füllen. Einer der ersten, die eintreten, ist Graf von Helldorf, der neben Professor Dübbe in den ersten Reihen Platz nimmt. Der sozialistische Senator des Königs der Belgier, Henri Defontaine hat sich den Platz Bebel's ausgesucht. Bald ist der Saal überfüllt; nicht alle Delegierte haben Sitzplätze gefunden. Sie stehen in Gruppen umher. Da unterhält sich der konservative Abgeordnete Dr. Wendt mit dem sozialistischen Deputierten aus dem österreichischen Reichstag Dr. Bahler, hier ein Mitglied der Duma Sady Wassonoff mit dem spanischen Abgeordneten. Die „ausdrücklichen“ Mitglieder des Reichstages scheinen sich auf die rechte Seite zurückgezogen zu haben. Auf den Bundesratsplätzen sind von Präsidium haben die Mitglieder des Interparlamentarischen Rates Platz genommen, auf der rechten Seite die Mitglieder der Reichsregierung. Fürst Bülow erscheint gegen 10 1/2 Uhr und unterhält sich lange mit dem Grafen Albert von Hohenhausen und dem ehemaligen österreichischen Minister v. Pleuer. Hierauf begrüßt er Graf von Helldorf, der nunmehr am Reichstagspräsidenten Platz genommen hat, und läßt sich auf seinem Sitzplatz auf der Bundesratstribüne nieder. Neben ihm sitzen die Minister Bethmann-Hollweg, v. Rheinbaben, Bielew, Breitenbach, und v. Tschammer, die Staatssekretäre Drenkurg, Kräfte, Scharow und Rieberding. Im Hintergrunde hält sich der Geheimlegationstakt v. Krieger, einer der Delegierten Deutschlands auf der zweiten Haager Konferenz.

Das Ringelspiel ertönt in der Wandelhalle und dringt summend in den Saal. Die Delegierten sammeln sich, und man kann zum ersten Mal eine Berechnung über die Zahl der Anwesenden machen. Die 397 Plätze des Reichstages sind belegt; in den Gängen des Saales haben ungefähr 50 Delegierte Platz genommen, ebenfalls auf den Plätzen des Bundesrates. Insgesamt dürften aber von den 1000 Angemeldeten nur 500 bis 600 gekommen sein. Die Tribünen, die in Anbetracht der zu erwartenden Fülle von Delegierten hier für die Referatisten wurden, sind infolge dessen leer geblieben. Nur einige Damen und zwei jugendliche Herren haben dort Platz genommen.

Um 11 Uhr eröffnet Abgeordneter Professor Eichhoff mit einem kurzen Willkommen die Sitzung und schlägt vor, das Ehrenhausmitglied Prinz Scharnath-Carolath zum Präsidenten zu erwählen. Die Wahl erfolgt durch Zuzug. Prinz Scharnath-Carolath nimmt im Präsidentensitz Platz. Man überreicht zur Bildung des Bureau's. Jedes auf der Konferenz vertretene Land erhält einen Vizepräsidenten. Hierauf erhebt sich Prinz Scharnath-Carolath zu seiner Begrüßungsrede. Vorher entschuldigend er sich entschuldigen, daß er, in Anbetracht dessen, daß die meisten Anwesenden der deutschen Sprache nicht mächtig sind, seine Rede in französischer Sprache halten werde.

„König Lear“ im Deutschen Theater.

Reinhardt's „Lear“-Aufführung legt zu den neun letzten der Tragödie als letzte die Nachkritik. Denn sie endete eine halbe Stunde nach Mitternacht, mehr als fünf Stunden nach dem Beginn der Vorstellung. Es ist erklärlich, daß um diese Zeit auch die Besprechungen von der allgemeinen Abspannung gedämpft wurden.

Enttäuschung möchte sich dazwischen. Denn die Vorstellung vermochte nicht alle Verheißungen ihrer Anfangszeiten zu erfüllen. Sie nahm einen Aufschwung, wie er einzig und allein der Kunstkraft unserer tapfersten und reichsten Bühnen erreichbar ist. Aber sie floste und sank gerade in jenen Aufzügen, die auf Shakespeare's höchste Gipfel führen. Es war keine Niederlage, aber auch kein Sieg.

Bei den früheren Shakespeare-Magnificen des Deutschen Theaters ließ die Regie oft ihre Kräfte spielen, gewiß nicht um dem Dichter, aber um den Darstellern unter die Arme zu greifen. Diesmal stellte sie alles auf die Kraft ihrer Schauspielerei allein. Nicht weil die bunten Dekorationen fehlten, die von den Unverheerlichen immer noch als Reinhardt's einziges Gut und Gut gebucht werden. Denn schon früher wurde hier die monumentale Schlichtheit des Bühnenbildes angebracht, die gestern bis zur spartanischen Kargheit durchgeführt schien. Nur war vielmehr die Vereinfachung der einzelnen von einer Gesamtanfaffung, der Verzicht des Feldherren auf eine dastische Generalalbe. Jeder Führer, ja fast jeder Soldat durfte auf eigene Faust den Strategen spielen. Jeder durfte sogar das Tempo früher das Referatrecht eines ungemüht vorwärtsdrängenden Kriegsherrn, bestimmen.

Zum Anfang schien es freilich, als ob die Parole nicht fehle. Gewiss, Meinung sollte offenbar in die Tat umgesetzt werden, das nämlich nur in einer Zeit heidnischen Wildheit eine Tragödie bühnenmöglich ist, in der die Leidenschaft, von der letzten Fessel befreit, einverja. Ein Barbarenherrscher erhebt sich auf dem Theater, in Gewand und Sitte feiner Fabelzeit. Vor Bismarck's König waren sich die Großen seines Reichs, die eigenen Kinder, wie vor einem Patavienan auf den Bauch. Ein Despot, neben dem der Feind und nicht der Herr stehen müßte, sah Lear, Herr über Leben und Tod, nur feiner Entlasskame dienstbar, auf dem Thron. So wirkte die Szene, die Goethe als absurd ab-

lehnte, da Cordelia ihr Kindesrecht verliert, stark und überzeugend.

Die ideale „Lear“-Aufführung müßte von Anfang bis zu Ende diesen glücklich angelegenen Ton fortwähren lassen. Der Zuschauer würde dann, seiner Existenz entrückt, den Zollstock einer bürgerlichen Welt vergessen. Er würde einsehen, daß Schicksale nicht eine tragische Leidenschaft entzündet, sondern die Leidenschaft selbst als Hebel über die Wetter schreiten läßt, irdisch und überirdisch, vertraut und unfaßbar zugleich.

Auf der Ideenbahn, die niemals eingeweiht werden kann, die sich der Zuschauer zu jeder Stunde vom Traun und Nachdacht jammert, sind solche Wirkungen allein denkbar. Hier wird der lichtlose Rand aller Wesse, wie ihn die Lear-Tragödie bietet, als markantestes Schauspiel empfunden, ohne daß Qual und Kampf den Genuß stören. Die Gruel eines Geschicks, das den Feind im Aufkommen der Wut blendet, das den Sohn gegen den Vater, die Schwester gegen die Schwester waffnet, erscheinen hier dem Urteil entzogen wie Blitz und Sturm.

Daß die Reinhardt'sche Aufführung solch eine Erlösung vom Alltagsbann nicht bedeutete, lehnte gestern der Protest garter Seelen gegen die wildsten Szenen des Dramas. Es brauchten nicht einmal Kunstfreunde wie die Engländer zu Garrick's Zeiten zu sein, für die man Lear am Leben ließ, denen sich Edgar und Cordelia am Schluß als Verlobte empfahlen.

Denn die Eisenbahn, die von den Funktionen der unerreichten Idealbahn wenigstens einen Hauch verpörfen lassen konnte, zerfiel heute schnell. Sie fielt und fällt mit dem König Lear, dessen Schicksal so unaussprechlich mit den Seldem aller kleinen Tragödien im großen Drama verknüpft ist. Im Deutschen Theater trägt Rudolf Schildkraut seine Krone. Dieser Künstler darf Respekt fordern, denn er hat gestern manche Widerstände, manche sprachlichen Unarten seiner Natur bekämpft, besiegt. Am Anfang redete er sich auch zur Höhe eines Gebieters empor. Doch es blieb oben in jedem Augenblick, eine Höhe, die den launen Ausflieg in jedem Moment erkennen ließ. Lear's Herrschaft aber muß ein Geiermann, nicht ein König sein. Schildkraut weiß, bei jeder gebornen, nicht erkannte, zu rühren, wenn er im ungläubigen Weh eines Gutturales den Todern sein Urteil von den Augen abläßt. Aber dieser Weis im

Patriarchenbart war Glib, nicht Lear. In dem Ausgestoßenen, der als „Kamerad von Wolf und Gule“ durch die Heide irrt, muß eine Welt zusammenbrechen. Hier wanderte nur ein Unglücklicher umher, denn das Weinen eine bürgerliche Erleichterung, nicht eine brennende Schicksam bedeutet. Seine Verführung, am meisten in der Szene mit Glosier manivertiert, war das sanfte Aushallen eines Edmundersaleins. Glib beugt sich dem Leid, das er in mancher Plage kennen lernte. Auf Lear aber muß es mit der schredenden Gewalt einer neuen, unbekannten Macht herabtauchen.

Mit Schicksals Kraft verlagte die starke Wirkung der Tragödie gerade auf ihrem Höhepunkt in der Stunde der nachlässigen Erde. Alle Tragödien, die den Genius zu einer einzigen zusammenfassenden, gewonnen um, da das Band zerriß, ihre eigene Existenz wieder. Während der König langte von Despoten zum Geiste mit dem Familienmalheur gekümmert war, tobte in seinen Kindern das Blut einer Barbarenzeit weiter. Conril (Helene Feidmer) war eine schöne Heze, die im Märchenlande ihrer dränenden Mimik keinen Zwang ausnutzen braucht. Ihre Schwester Megan (Hilma Schlüter) kopierte sie in ungeheuren Uebereifer, ohne die Ruhe erfarter Posheit zu gewinnen, die Sarkas Cornwall ansiedelte. Selbst Marie Schlichtig Cordelia war vor allem die Tochter eines eieren Mannes und da sie ihn mit ihren Tränen von seinem Bann befreit, schien der verwandelte Vater weidherziger als sein Kind.

Diese Verbiegung oder dramatischen Akente wies kaum eingetreten, wenn Paul Wegener den Königspurpur getragen hätte. Denn kein Glosier prangte wie einst sein Mercurio in der gesammelten Kraft eines starken Naturells, ergreift, wenn er still mit forgenvollem Blick den Gruel der Uebermütigen aufsucht, erschüttert, wenn er die Götter in prometheischen Troze anlagt. Winterkeus Kent hielt sich fest und ruhig auf ähnlichen Bahnen. Zesto fremder wirkte, wie das Kind einer anderen Zone, der Bassard Edmund Oskar Wegers, der milder schien, aber auch milder blieb bei allem Glanz des Temperaments sein dürfte.

Freund erschien auch Harry Waden, ein Prelling und ein Vielbewährter zugleich, als Edgar. Es ist freilich anspruchsvoll, Wärme von einem „nackten Dürchen“ zu verlangen, den die Regie mitten im Heideldum so ungemüht